



Leseprobe aus: Uschmann, Nicht weit vom Stamm, ISBN 978-3-407-74425-8
© 2013 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74425-8>

Sven Lechner

Jetzt schaut euch diesen Jungen an.

Sven.

Was für ein gewöhnlicher Name.

Sein Vater aber, der denkt, Sven hätte außergewöhnliche Fähigkeiten. Kein Mutant oder so, keine Feuersäulen aus den Händen oder Kontrolle über den Sturm. Nicht mal ein besonderes Sporttalent hat der Junge. Er kann auch nicht kämpfen, jeder Straßenschläger könnte ihn mit links fertigmachen, dafür bräuchte er nicht einmal große Kampfkunst.

Was den Vater an diesem Sven so beeindruckt, ist seine Aufmerksamkeit. Sein Interesse an der Welt. Er begreift alles, kann sich alles merken, muss sich niemals etwas aufschreiben. Er ist ein wandelndes Lexikon für Pflanzen und Tiere und er hat ein fotografisches Gedächtnis. Logik fällt ihm leicht. Und was den Erwachsenen besonders gut gefällt: Dieser Vierzehnjährige lässt sich niemals ablenken. Er bringt die Dinge zu Ende. Er plant. Keine Urlaubsreisen oder Gartenpartys, sondern große Projekte. Sie fallen ihm einfach so ein, aber anders als andere Teenager arbeitet er sie aus, Blatt für Blatt, mit Text und Zeichnungen, er hält sich wohl für einen scheiß Architekten oder so. Das ist auch der Grund dafür, dass er den Wettbewerb *Stadtprojekt der Zukunft* gewonnen hat, und das nicht etwa in der Kategorie »Ideen von

Kindern«. Sein Entwurf hängt jetzt hier in einem Glaskasten und der Bürgermeister hat gerade höchstpersönlich eine Rede auf ihn gehalten, im Foyer der Stadtbibliothek, ein unglaubliches Gesülze. Hört euch das an:

»Mit seiner Imaginationskraft greift Sven Lechner nach den Sternen, aber seine Füße stehen dabei fest auf dem Boden der Tatsachen und der Frage: Wie setze ich das um? Er träumt vom Großen und Ganzen und sieht zugleich jeden einzelnen Schritt. Er macht uns sehen und daran glauben, dass seine Vision umsetzbar ist.«

Ätzend, oder?

Sven, das Supertalent ...

Was seine Vision ist?

Palm Grove, ein überdachtes Tropenparadies mit Schwimmbad, aber auch mit einer kompletten Plantage für Kokospalmen. Es sind nicht irgendwelche Tropen, die er hier am Niederrhein nachbauen will, sondern die Tropen von Nord-Queensland in Australien. Dieses Land liebt er besonders, so wie seine Schwester Lina, die er jetzt beim Pressefoto neben sich zieht, damit sie mit aufs Bild kommt. Sie trägt ein T-Shirt mit einem Koala darauf und der Aufschrift »No worries«, dem Wahlspruch der Australier. Womöglich hat sie sich auch den Slogan für das Freizeitparadies ausgedacht: »Ein Ort, wo Sie Sorgen vergessen!« Mein Gott, ist der Junge naiv.

Das Mädchen, das Sven jetzt mit einem großen Diktiergerät zu interviewen beginnt, ist auch so eine Streberin. Jule Gunesch. Sie ist erst vierzehn und arbeitet schon fürs Lokalradio. Stufensprecherin aller achten Klassen an Svens Gymnasium und natürlich auch Chefredakteurin der Schülerzeitung. Sven teilt mit ihr die

Ferienwohnung auf Klassenfahrten, mit ihr und mit zwei Jungs, Benjamin Wörle und Max Sippel. Da haben sich die Richtigen gefunden. Benjamin ist auch so ein Naturfreak und kocht mit Sven zusammen Suppe aus Wildkräutern, die sie irgendwo im Wald zusammenpflücken. Max ist der Sohn des obersten Sparkassenchefs der Stadt und kommt ganz nach seinem Vater. Ständig macht er Listen und Statistiken, freiwillig, und seine Schulhefte schweißt er in Schutzfolie ein.

»Hallo, Sven!«, sagt Jule und er hält dabei seine Schwester im Arm.

»Das ist Lina, meine größte Inspiration!«

Lina lächelt: »Du bist süß. Aber den Preis hast du gewonnen.«

»Na ja ...«, sagt Sven.

»... mit nur vierzehn Jahren«, sagt Jule und hat schon längst auf den Aufnahmeknopf gedrückt: »Wie ist das denn so? Als Teenager von all den wichtigen Männern gelobt zu werden?«

Sven zögert kurz und sieht aus dem Augenwinkel seinen Vater, der ihm zuprostet. Er platzt vor Stolz. Sicher, er ist ja selbst ein Star und Mikrofone gewöhnt. Solche Leute wollen immer, dass ihre Söhne so werden wie sie. Svens Vater leitete bis vor Kurzem ein berühmtes Internat, ein Bildungsinstitut mit großen Idealen. Jetzt hat er seine Stelle aufgegeben, um sich voll und ganz seinem ersten großen Buch für den breiten Markt zu widmen, dem *Lob des Kanons*, siebenhundertfünfzig Seiten, auf denen er alles zusammenfasst, was man wissen muss. Das ist ihm sehr wichtig, es soll in allen Haushalten stehen, er möchte damit »die Bevölkerung vor der Verblödung retten«, hat er gesagt. Der Typ ist anmaßend. Hält sich für was Besseres.

»Och«, antwortet Sven endlich auf Jules Frage in das Diktier-

gerät, »ob die ganzen Männer mich hier loben, ist nicht so wichtig. Ich weiß ja nicht, was die draufhaben. Wichtig ist, was mein Vater sagt, der hat zu Hause eine Bibliothek, die fast so groß ist wie die ganze Stadtbücherei hier. Und er hat alles davon gelesen.«

Na, herzlichen Glückwunsch zu diesem Vater!

Jule wechselt das Standbein und macht einen Kontrollblick auf den Zeiger für den Aufnahmepegel. Sie trägt eine offene, dünne Jacke und darunter ein T-Shirt von Coldplay. Man merkt, wie Sven sie anhimmelt, er steht auf sie, ich glaub, er weiß das selbst gar nicht. Man traut ihr zu, dieses Mikrofon eines Tages auch Chris Martin unter die Nase zu halten oder Robbie Williams oder Johnny Depp. Sie trägt T-Shirts nicht als Fan, sondern als Insiderin.

»Wie kommt man auf die Idee, eine überdachte Kokospalmenplantage samt australischem Streichelzoo und Erlebnisbad zu entwerfen?«, fragt sie und Sven zeigt als Antwort erneut auf seine Schwester: »Wie gesagt, Lina und ich sind Australienfans. Die Kokospflanze ist das Beste und Schönste, was dieser Planet jemals hervorgebracht hat. Ohne jede andere Nahrung, nur mit Kokos, kannst du ewig überleben. Im Krieg haben sie Kokossaft als Ersatz für Blutplasma benutzt, es ist die reinste Flüssigkeit der Welt, reiner als Wasser. Die Ureinwohner nennen die Kokospalme ›Baum des Lebens‹. Wenn du diesen Baum begriffen hast, hast du die Welt begriffen.«

Boah, das ist ja nicht auszuhalten!

Jetzt kommt Svens Vater hinzu, Prof. Dr. Michael Lechner, und sie reden über Queensland und die Wallabys und den Streichelzoo, der zwischen Plantage und Schwimmbad gebaut werden soll, und als Sven und sein Vater nach Hause kommen, stoßen sie noch einmal mit Svens Mutter an, die die Grippe hat und nicht mit-

kommen konnte. Ein Haus mit Naturpool im Garten, gemauert vom Vater. Ein Haus mit fünftausend Büchern in Vaters Büro, in denen Sven stöbert, während der Vater an seinem klobigen Mahagonischreibtisch schreibt, aufsteht, in einem der vielen Bände etwas nachschlägt, Notizen macht, den Blick Richtung Decke hebt, irgendwann »Ja, genau!« sagt und den nächsten Satz tippt. Das Team der Talentierten, der große Bildungsman und sein Sohn, der leuchtende Augen kriegt, wenn er darüber liest, wie der Mathematiker Andrew Wiles sieben Jahre lang rechnete, um eine dreihundertsechsundfünfzig Jahre alte ungelöste Formel zu knacken. So was bewundert Sven, nicht etwa die Fußballkunst von Lionel Messi oder die Kampfkraft von Brock Lesnar.

Hier, wo ich jetzt gerade bin, ist Sven früher mit seinem Vater und seiner Schwester gewesen, auf der größten Sommerkirmes der Umgebung, den PPP-Tagen am Rhein. Oder genauer: auf dem Trödelmarkt, der auf der Zufahrtsstraße stattfindet. Wie sie da rumgehüpft sind zwischen den Ständen, als wäre das Ganze ein Freilichtmuseum, der Vater kaufte Würstchen und Sven und Lina erfanden Werbesprüche für das geplante Tropenparadies: »Wilde Wallabys weiden nun in Wesel!« oder »Kokos, Kraulen und Kakteen – kleinstadtgroße Koalawelt!«.

Max Sippel verkaufte alte PlayStation-Spiele an seinem Stand und machte Notizen in sein Heft für »Soll« und »Haben« und Sven lief mit seiner Schwester in den schmalen Streifen Wald neben den Gleisen des historischen Schienenverkehrs, einer Bummelbahn, die höchstens ein Mal im Jahr fährt. Ganz euphorisch waren die beiden, weil sie knallroten Klatschmohn entdeckt hatten. »Schau mal hier, Klatschmohn!«, kiekste Sven wie so ein schwuler Friseur

und ich habe auch keine Ahnung, warum mir das alles so genau im Kopf herumschwirrt, dieses peinliche Getue von Sven Lechner.

Der Typ war so naiv.

Der Typ hatte keine Ahnung davon, wie das Leben wirklich läuft.

Der Typ war ich.

Sven Lechner.

Vor fünf Jahren.

Kirmesschläger

Jetzt, im Jahre 2008 und »volljährig«, stehe ich, ein Bier in der Hand, mit meinen neuen Freunden in der Hitze des Augusts und beobachte einen gelackten Macker. Er sieht glücklich aus und ein wenig wie Elvis. Er sieht aus, als könne er sämtliche Frauen rumkriegen. Mit der Rothaarigen neben ihm gelingt es ihm bereits. Sie himmelt ihn an wie ein Mädchen, obwohl auch sie eine echte Frau ist. Die beiden sollen uns zeigen, was dieser Ort eigentlich sein will, ein glitzerndes großes Vergnügen. Unschuldig, charmant und ein bisschen »verwegen«, so würde es mein Vater nennen, der ohnehin gerne von der Zeit redet, als man noch Elvis-Lieder sang und die Frauen beim Tanzen Röcke trugen. Mein Vater, der schon lange nicht mehr verwegen ist und der nicht mal mehr morgens in den Pool steigt, den er selbst gebaut hat und in dem er früher so oft schwamm.

»Verwegen.«

So will dieser Ort sein.

So ist er aber nicht.

Der Mann mit der Tolle und die Rothaarige sind Airbrushfiguren, aufgesprüht auf das Blech des Autoskooter-Daches. Unter ihnen rammen sich die jungen Männer in den Wagen und brüllen dabei. Aus den Boxen plärrt Lady Gaga und betont, dass sie heute Nacht sehr gerne auf dem »disco stick« ihres Lovers reiten würde.

Hinter dem Skooter beugt sich ein Mann über einen geöffneten Mülleimer und reihert in den eingehängten Plastiksack.

So ist dieser Ort.

Die Sommerkirmes am Rhein ist nicht wie das Fünfzigerjahremotiv auf der Dachblende des Skooter-Fahrgeschäftes.

Sie ist nicht mehr glitzernd und unschuldig.

Das passt, denn ich bin es auch nicht mehr.

Und meine neuen Freunde, die waren es nie.

»Geiler Wurf«, sagt Boris neben der Dosenwurfbude und der Werfer – ein zum Kotzen harmloser Bankangestellter, der sein Hemd in der Hose trägt – lächelt gequält, weil er nicht weiß, wie er reagieren soll. Wer uns begegnet, weiß nie, wie er reagieren soll, und in Momenten wie diesen genieße ich das. Wir tragen keine gestreiften Hemden und stecken sie in die Jeans. Wir arbeiten nicht bei der Bank. Mein Basketballshirt hängt weit und schlabberig über der Adidas-Trainingshose, als stünde ich nicht auf der Kirmes am Rhein, sondern in meinem eigenen Hinterhof. Boris hat sein olivgrünes Shirt von Carhartt extra eine Nummer zu klein gekauft, damit seine Muskeln sich darunter besser abzeichnen. Zündet er sich eine Zigarette an, bewegt sich sein Bizeps, und obwohl er alles andere als ein Bodybuilder ist, sieht er beeindruckend straff aus. Es wirkt, als könne er jedem seiner spöttischen Worte auch Taten folgen lassen. Braucht er allerdings nicht. Seine Worte sind schon Waffe genug. Seine Worte und seine Augen. In Sekunden erkennt er damit, wer jemand ist und wo seine Schwächen liegen, und dann bohrt er genau da hinein, tief und schmerhaft, wie mit einem dünnen Vierer-Aufsatz auf der Maschine, mit dem man nur ganz kleine Löcher macht, die aber ewig bluten können.

Der Schläger in unserer Gruppe ist Frederick und ihm wiederum sieht das niemand an. Frederick ist groß und ein wenig hager, wie Tischtennisspieler aus der Verbundsliga nun mal aussehen. Seine Koteletten sind flach und präzise rasiert und er trägt Polohemden, allerdings immer nur von Fred Perry. Die Ruhe, die er ausstrahlt, ist grundsätzlich die Ruhe vor dem Sturm.

Der Bankangestellte zittert ein wenig vor seinem zweiten Wurf und bemüht sich zu verbergen, dass er zu Boris schielte. Seine Freundin steht neben ihm, einen Kopf größer. Wahrscheinlich hat sie ihn bereits zur Verlobung gezwungen und zu sich in die Wohnung gelockt, wo er nun den Müll rausbringt und nachts nicht mehr fernsehen darf. Boris sagt, den Blick scheinbar auf dem Autoskooter gegenüber, langsam an seiner Zigarette ziehend: »Na los, du schaffst das. Du bist doch der Macker, oder? Bist du der Macker, du kleiner Muschibär?«

Der Mann wirft. Er verfehlt nicht bloß die Blechdosen, sondern pfeffert den Ball komplett neben die Holzbox, in der sie stehen, mitten rein in die Wand, an der die wertlosen Preise hängen. Zwei Plastikverpackungen mit »Polizeisets« fallen von ihren Haken, Pistolen und Handschellen aus Kunststoff. Der Mann wird knallrot. Seine Freundin fasst ihn am Arm und sieht giftig zu uns herüber.

Boris sagt: »Ist doch kein so guter Beschützer, dein Macker, oder? Kann wohl nur mit Zahlen umgehen, der Hängehoden.«

Boris lacht, sieht Frederick und mich an, hebt seine Bierflasche, damit wir gemeinsam anstoßen, und sagt: »Wenn bei denen zu Hause eingebrochen wird, kann der Einbrecher so fett sein wie The Big Show und der Stuhlwärmer da würde ihn immer noch verfehlten!«

Wir lachen und stoßen an. Während ich das Bier in mich hinein-

laufen lasse – es muss das siebte oder achte heute sein –, beobachte ich den Bankangestellten aus dem Augenwinkel. Sein Blick ist ein Genuss. Es ist dieser Blick, den wir bei jedem Menschen verursachen, den wir aufs Korn nehmen. Einerseits spürt der Typ seinen Stolz und seine Verpflichtung, sich irgendwie zu wehren, vor allem, da seine Freundin dabei ist, die ihn zu Hause schon genug herunterputzt. Andererseits hat er eine Scheißangst, es zu tun, und hasst sich selbst dafür. Und das alles nur wegen uns, wegen zwei Bemerkungen und weil wir neben der Bude stehen und einfach sind, wie wir sind.

»Was ist, wollen Sie noch?«, fragt der bärtige Dosenwurfbudensitzer und der Mann nimmt seinen dritten Ball entgegen. Er atmet durch, zielt, holt aus und schreckt wie ein kleines Kind zusammen, als Frederick wie aus heiterem Himmel einen Schritt auf ihn zuspringt und »Buh!« schreit. Der Ball landet wie ein trauriges Häufchen Elend auf der Theke der Bude und ich sehe, wie dem Mann Tränen in die Augen schießen, weil er nicht den Mumm hat, sich zu wehren. Für eine Sekunde sticht mich etwas, wie wenn man alte Kindheitsfotos ansieht und sich daran erinnert, wie harmlos mal alles war, doch dann bellt seine Freundin: »Findet ihr das witzig, oder was?« Sie zieht ihn einfach weg, den Blick auf uns wie eine Mutter, die ihren wehrlosen Sohn vom Schulhof holt. Er flennt. Was für ein würdeloser Wurm.

»Junge, Junge, was für 'n beschissenes Opfer«, sagt Frederick, sieht ihnen nach und grinst dabei, als überlege er, ihm noch beim Weggehen für seine Feigheit in die Kniekehlen zu treten. Dann klingelt sein Handy, ein Track von Sizzla, Ragga-Sound aus Jamaika, nichts, was Normalsterbliche kennen müssten. So ist Frederick: spielt Tischtennis in einer Liga, die fast schon Profiklasse ist, hört